

Der Sturz

Autor(en): Christoph Geiser

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1987

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b0f33887-c547-4eda-8be7-6a95ae27f344>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

wie immer – fern von gwundrigen Ohren. Sie hatten nicht bemerkt, dass eine TöchterSchülerin, die vor ihnen die Sonnenstrahlen genossen, einen kleinen Kassettenrecorder auf «ihrer» Bank liegen gelassen hatte. Als die Methusalems das Gerät entdeckten, hatte ihre Konversation bereits gute zehn Minuten gedauert. Bestürzt sahen sie einander an. In diesem Moment kam atemlos die Schülerin zurück, eine frische, kaum 18jährige Blondine. Als sie ihr Eigentum in der Hand des dunkelbraun Gekleideten entdeckte, ging ein zufriedenes Lächeln über ihre hübschen Züge: «Das ist lieb von Ihnen, dass Sie es mir gehütet haben!», dankte sie den beiden Alten. «Ich habe nämlich einen ganzen Aufsatz darauf diktiert. Sehen Sie, es läuft immer noch . . .» Dann drehte sich das Mädchen kokett auf dem Absatz um, nahm den Recorder, sagte «Herzlichen Dank» und «Auf Wiedersehen» und schlenderte davon.

Mit einer erstaunlichen Behendigkeit sprang jetzt der 88jährige auf, trippelte dem Mädchen eilig nach, plauderte charmant mit ihm und begleitete die TöchterSchülerin auf dem kleinen Weglein zwischen Kaserne und Klingentalmuseum. Dort, bei den hohen Sträucherrabatten und fern von neugierigen Blicken, fragte er sie fast verlegen, ob er sie um etwas bitten dürfe. Er sei ja ein alter Mann, und ob sie ihm nicht gestatte, einmal, nur einmal, über ihr goldenes Haar zu streichen. Sie gewähre ihm die Bitte, meinte sie vornehm. Dabei dachte sie an das Ge-

dicht vom Tyrannen und fand ihre Ausdrucksweise geradezu klassisch. Von dem alten Knacker hatte sie schliesslich nichts zu befürchten, meinte sie. Der Greis lächelte, hob seinen rechten Arm und streckte zitternd seine Hand nach dem Mädchenkopf. Mit zärtlicher Geste wühlte er seine hageren Finger in ihre Lockenpracht. Plötzlich zuckte die Blonde zusammen, verdrehte lautlos die grossen blauen Augen, schnappte ein letztes Mal verzweifelt nach Luft und sackte am Wegrand ins Gebüsch. Blitzschnell bückte sich der Greis, krallte gierig mit seiner knochigen, blaugeäderten Hand den Recorder aus des Mädchens verkrampften Fingern, sah sich nochmals um und ging mit schnellen, jetzt fast zackigen Schrittchen zu seinem älteren Kameraden mit dem braunen Anzug an den Unteren Rheinweg zurück. Dort auf der Stammbank vor der Kaserne schnaufte er sich erst aus. Auch der zweite Methusalem atmete heftiger als sonst. Dann sagte der im braunen Anzug zu seinem Lebensgefährten mit leisem Triumph und schnarrender Stimme: «Danke Martin, gut, dass wir die Kurare-Nadel noch hatten!»

Der andere näherte sein schweissbedecktes Mumiengesicht mit den schmalen, farblosen, faltigen Lippen dem rechten Ohr seines Partners und zischte tonlos: «Jawoll, mein Führer!» Dann trippelten die beiden alten Basler wieder heimwärts an die Ötlingerstrasse.

Christoph Geiser Der Sturz

Die Bewegung darf nie abbrechen, es gäbe nichts Schlimmeres, es muss eine Sucht sein – schwindelerregend. Ich kann es mir kaum vorstellen, zu Fuss immer, in fremden Städten, ein Voyeur am Rand, wenn sie vorbeibrausen, als könnte ihnen keiner: dieses Gefühl unter der

hermetischen Kluft – ich müsste ein Tier sein, ein winziges, schwarzes, halbtotes, ein flügelloses Insekt, das sich verkrochen hat und ganz stillhält, betäubt von dem Geruch zwischen Leder und Haut, ein hängengebliebenes Staubkorn in den Härchen, ein Schweissströpf-

chen an den empfindlichsten Stellen, wo alles Gefühl sitzt –

Feuerstuhl nennen sie es.

Keine Aussenwelt stört. Nur das Heulen des eigenen Motors dringt unter den Helm, der alles, was ausserhalb ist, abdämpft und trübt. Keine grünen Polizeimänner mehr, auf ihren weissen Maschinen, mit Blaulicht, diese ständigen Verfolger. Nur noch die Horde, die schlanken Leiber der anderen, ununterscheidbar schwarz, die anderen schwarzen Maschinen, die auch beschleunigen. Keine Räder mehr; fliegen, angetrieben von dieser dröhnenden Kraft, die sich in rhythmischen Stössen zwischen die Schenkel entlädt, den ganzen Körper erfasst, die Eingeweide durchbebt, über alle Nervenbahnen bis ins Sonnengeflecht. Kein Kopf mehr, ein schwerelos vibrierender Leib, der sich im Verlaufe der vorgegebenen gleichgültigen Bahn neigt, wieder aufrichtet, abgehoben: ausser sich und sich selber genug, ein Gott, der nichts zeugt und erschafft, aus der Vereinigung mit der Maschine geboren –

Bis es Funken sprüht, plötzlich, ein hässliches Knirschen, der Aufschrei von Metall und Asphalt, verletzte Materie; auf einmal sind wieder Räder da, zwei nur, schmal, gegeneinander verschoben, verrückt, so dass sich die Maschine mit aller Kraft ablöst vom Leib, der unwillkürlich versuchen wird, dieses Auseinanderbrechen der Bewegung, die keinem Ziel mehr gehorcht, aber an Intensität nicht nachlässt, mit den Händen den Schenkeln dem Körpergewicht zu korrigieren, kopflos, wenn längst nichts mehr zu korrigieren ist: ein Spielball der Naturgesetze, gefühlloser Physik.

Die Natur kennt keine Gnade.

Die Horde ist weg, apokalyptische Reiter, in einer Rauchwolke.

Jetzt machen alle einen weiten Bogen darum; ein freies Stück Strasse, die Autos verlangsamten und drängen sich ängstlich aneinander,

stockend und stinkend, durch den Engpass. Ein Haufen verbeultes Blech, aus dem hilflos das Vorderrad herausragt, gross und krumm, als wolle es auf verschlungenen Pfaden in den diesigen Himmel hineinfahren. Den Helm hat jemand auf den Rinnstein gestellt, eine erstarrte Blase abseits am Rand, so bleibt mir der Anblick des Inneren erspart, die Hohlform des Kopfes. Inmitten von leerem Raum, verstreute Splitter ringsum, im Dunst aus Abgas, der Körper, schwarz, in der hermetischen Tierhaut noch immer, auf dem Bauch, die Beine übereinandergelegt von fremder Hand. Die Hände, flach auf dem Pflaster, sehr hell, wenig verkratzt nur, wollen sich noch immer gegen den Sturz wehren, die Finger gespreizt, vor Anstrengung weiss: Nein, nicht auf der Strasse landen, nicht in die Gosse, nicht liegen bleiben. In den Armen muss noch Kraft sein, Muskeln, die das Leder satt anspannen: Nein, nicht nachgeben, nur nicht kopfvan in den Dreck. Über die bartlosen, kindlichen Wangen läuft es herunter, hellrot, mit Wasser vermischt, eine schmutzige Lache zwischen den Händen; der Mund ist zum Heulen verzerrt – lautlos im Lärm der gedrosselten Motoren; ein schwarzer Haarschopf, Strähnen in der Stirn, die die Platzwunde an der Schläfe diskret verbergen, nicht aber die Augen – und die sehen jetzt alles: Hinter den getönten Scheiben die Umrisse der Fahrer am Steuer, die sich eine Zigarette anzünden und nach einer kurzen Stockung beschleunigen; den Fahrgast im Fond des Taxis, diese schräge Halbfigur, die sich sofort wieder die Zeitung vors Gesicht hält, wenn der Wagen anfährt; den Kumpel in der Montur, der dir rasch sein Visier zukehrt, von oben herab, undurchsichtig, abgeschirmt, dann muss er auf sich selber achtgeben, eingekeilt zwischen den Wagen; unerreichbar, hinter den breiten Glasscheiben, die neugierigen Gesichter im doppelstöckigen Bus.

Die grünen Männer, die dich absperren.

Und immer wieder, über den Wagendächern, die Brustbilder der Zuschauer am Rand, die auf dich herabschauen, unbestimmt auf das Strassenstück zeigen, auf dem du liegegeblieben bist, vage die Bahn nachzeichnen, auf der du gestürzt bist, miteinander reden, unhörbar für dich, da unten im Lärm, so sehr du dich auch zu strecken versuchst – hemmungslos über dich, kopfschüttelnd und rechthaberisch, denn natürlich ist Motorradfahren unvernünftig, sinnlos, gemeingefährlich, selbstzerstörerisch, umweltfeindlich, bloss lärmig und immer zu schnell – bevor sie weitergehen oder noch immer unbeweglich gaffen ohne Scham, fest auf ihren beiden zweckmässigen Beinen, die du auch sehen kannst, in den Lücken zwischen den Wagen: nichts als Beine, gewöhnlich, gerade und aufrecht.

Von diesen Beinen wirst du noch träumen; von Beinen, die dich zertreten, in deinen Alpträumen – von kräftigen Schenkeln, trainiert und stämmig, den Schenkeln nordischer Tennisspieler zum Beispiel, die sie am Fernsehen so hübsch zeigen, von den blank polierten fabrikneuen Maschinen, die du im Modell nachbilden und sammeln wirst: zum unschädlichen Spielzeug

verkleinert, auf langen Regalen an den Wänden deines Zimmers, unter den Photographien von Traumtäänzern, Rennfahrern, Fussballspielern, Sportschwimmern im Absprung, die dich in deine Träume hinein verfolgen werden, mit ihrer steinernen Gesässmuskulatur, den megalithischen Säulen ihrer Schenkel, den monolithischen Erektionen, von denen du auch nur noch träumen wirst, immer wieder, wie von allen unerfüllbaren Wünschen.

Nein, das geht jetzt nicht mehr; du versuchst, dich aufzurichten, deine Lage zu verändern, ein angeschossenes Tier, das sich zum Himmel aufbäumt, so dass dir das Blut und die Tränen quer übers Gesicht in den Mundwinkel den Hals hinunterrinnen, aber dein Unterleib gehört dir nicht mehr; bleibt leblos liegen, die Beine so gemütlich übereinandergeschlagen von einer notdürftig fachmännischen Hand.

Du willst nicht begreifen; jetzt traut sich doch keiner mehr, dich zu berühren. Die grünen Männer winken bloss, hektisch, damit der Verkehr nicht stockt, bis dann endlich das rote Notfallauto sich erbarmt und dich wegräumt, routiniert.

Hans Krattiger La Côte

E Zyklus vo fünf Sonett in Riechemer Alemannisch

I
Umhüllt vo silberhällem Blau,
Wo See und Himmel lieblich wääbe,
Ligt dCôte, e müeterligi Frau,
Bekränzt vo Schlösser, Wald und Rääbe.
S stoht männgge Heeresitz und Bau

Am Uufer und e Hoof dernääbe,
Mit alte Muure, digg und grau;
Drin loht sich s friidlig lääbe.

Und wär do alles chunnt und goht,
Blybt lycht am Léman chlääbe,
Füehlt wohl sich und verdient sy Broot.

Wär s Savoir vivre denn verstoht
Und isch nit fuul im Strääbe,
Isch glügglig in däm Land La Côte.